



Ausgabe 2 · September 2019

Mit Beiträgen von Martin Ahrends, Hansjürgen Bulkowski,
Peter Engel, Frederike Frei, Ronald Glomb, Franz-Josef Herrmann,
Wolfgang Heyder, Zafer Şenocak, Ernest Wichner

EDITORIAL

Die „Echokammer“ geht (die Nullnummer nicht eingerechnet) in die zweite Runde. Mit dieser Ausgabe spazieren wir durch den Sommer. Das Heft hat kleine Themen-Inseln, die entdeckt werden wollen. Und der imaginäre, gezeichnete Umschlag ist dieser: Eine rotweiß gestreifte Markise über allerlei Kaffeegestühl an einer belebten Straßenecke. Mit dem Duft frisch gemahlener Kaffeebohnen und einem warmen Landregen.

Martin Ahrends hat ein Buch über das in DDR-Zeiten als Sammelbecken von Lebenskünstlern und Unangepassten legendäre Café Heider am Nauener Tor in Potsdam verfasst. Von seinen Prosaminiaturen möchten wir mehr abdrucken (Seite 6)

Hansjürgen Bulkowski war in der vorigen Ausgabe mit von ihm Poetopien genannten Aphorismen vertreten. In dieser Ausgabe zeigt er sich von einer anderen Seite. Er ist mit vier präzisen Gedichten präsent (Seite 4)

Peter Engel macht sich Gedanken über alternatives Verlegen heute. Er war in den 1970er Jahren Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Alternativer Verlage und Autoren sowie der IG Literaturzeitschriften – und deren Chronist. In dieser Szene rund um Ulcus Molle Info und Gegenbuchmesse haben sich damals auch die Herausgeber der „Echokammer“ engagiert (Seite 5)

Als Frederike Frei 1998 nach Potsdam kam, blühte die Landeshauptstadt auf. Auch mit Blumengedichten, die nach wie vor zu ihren schönsten zählen. Frederike lebte in einer grünen Idylle am Neuen Garten, sie wurde 2001 Dichterin der Bundesgartenschau. Damals verfasste ich nach einem Treffen mit ihr einen Artikel über die Modemacherin Frei („Text und Textil“). Das damals gefeierte „Feuerwerk an Ideen“ ist ihr nicht ausgegangen. Dagegen hat die Potsdamer Morgenpost, deren Redakteur ich (R.G.) war, ihr Erscheinen längst eingestellt. „Freisprüche“ der Dichterin sind zu entdecken. (Seite 6)

Ronald Glomb listet die Literatur weiter auf und stellt abermals Mikroprosa in den Raum. Eine Auswahl seiner Kürzestgeschichten ist soeben in Buchform erschienen. (Seite 14)

München, wo Franz-Josef Herrmann nach wie vor lebt, leuchtet. Dort kann man gut und gern auf dem Vollmond landen. Drei mondsüchtige Gedichte, die weniger der Romantik huldigen und mehr dem grotesken Witz, laden ein. (Seite 3)

Wolfgang Heyder hat gerade ein neues Buch veröffentlicht. Es enthält über die Jahre gesammelte „Einakter, Kurzdrehbücher und Kurze Dramen“, edition eY, Bielefeld (2019). An dieser Stelle geht er einer Begegnung mit dem rumänien-deutschen Dichter Rolf Bossert nach. (Seite 12)

Zafer Şenocak ist ein überaus vielseitiger Autor. Mehrere Gedichtbände sind von ihm erschienen. Aber auch Prosa, Romane und Erzählungen, in denen sich fiktive, biografische und essayistische Formen mischen. Er ist viel unterwegs, in Österreich und den U.S.A., springt zwischen Berlin, München und der Türkei hin und her, veröffentlicht sowohl in deutscher als auch in türkischer Sprache und begleitet unter anderem in zahlreichen Glossen und Artikeln die aktuellen Veränderungen im deutsch-türkischen Verhältnis mit spitzer Feder. Für diese Ausgabe hat er uns Gedichte, die sich mit biblischem Personal beschäftigen, zur Verfügung gestellt. (Seite 2)

Ernest Wichner bringt viele kluge und nützliche Dinge unter einen Hut: Er ist Lyriker, Übersetzer (aus dem Rumänischen), Herausgeber (zum Beispiel der Werke Oskar Pastiors) und überhaupt ein großer Anreger. Chronist auch einer inzwischen aus Rumänien exilierten deutschsprachigen Literatur. Ein luzides Stück Prosa von ihm findet sich auf Seite 8.

Ronald Glomb, Wolfgang Heyder im Juni 2019



LESUNG

Im Rahmen der art kreuzberg wird am Sonntag, den 8. September, um 17 Uhr im Atelier Heyder in den Kurt-Mühlenhaupt-Höfen, Berlin, Fidicinstr. 40, eine Lesung aus der Echokammer stattfinden. Teilnehmen werden die Autorinnen und Autoren: Hansjürgen Bulkowski, Sibylle Klefinghaus, Rosemarie Zens sowie die beiden Herausgeber Ronald Glomb und Wolfgang Heyder.

Hierzu möchten wir herzlich einladen.



GEDICHTE

Bruder Jesus

ich dachte an Jesus
bevor er gekreuzigt wurde
ohne das hölzerne Kreuz
auf seinem Rücken
an Jesus
ohne Nagelspuren
und Blut

nicht an den Vater
dachte ich
an den Bruder Jesus
an meinen kleinen Bruder

hatte nur den einen Wunsch
mich um ihn zu kümmern
so wie er sich um mich kümmert

(Thomaskirche, Leipzig 4.8.2018)

*
ich erlöse Abraham
von seinem hohen Alter
seinen Söhnen
seinen Frauen

ich bin das Opfertier
die Lösung auf Erden
der flüchtige Glaube
der gerinnt wie Blut
Wasser das in der Wüste gefriert

heilet die Wunder
und erlöst Abraham
von seinem Missgeschick

kein Leben ist so lang
dass man es nicht wegwerfen könnte
der Streit der Väter überlebt die Kinder
die Enkel die Enkelkinder

wer hat schon so viel Zeit gehabt
wie Abraham
Zeit die durstig macht
Dürrezeit

*
ich baue Schiffe aus Papier
ich baue ein großes Schiff aus Papier
das Wohnzimmer ist voller Tiere
die Tiere haben Durst
ich gehe hinaus
und hole Wasser
viel Wasser
auch das Schiff braucht Wasser

*
Folgsam werden die Kinder nicht
Die Wasser schwellen an und gehen hoch
Kein Schutz unter dem Himmel
Genug alte Männer die ihre Leben verschenken
Genug alte Frauen die ihre Einsamkeit vermehren
So viele und so wenig Beistand
Die Kinder werden nicht mehr grün
Es gibt keinen Strick der bis zum Ende reicht
Nur hohe Bäume
Verlassen von ihren letzten Blättern
Jetzt geht es darum den Weg zu pflastern
Für jeden Schritt eine Behausung
Vierhändig gehen

*
in der Bäckerei fällst du mir ein
Adam
nicht so wie dein Bäcker dich geknetet hat
Mehl und Salz statt Lehm
was für ein guter Mensch
wäre aus dir geworden

Zafer Şenocak



Kurzer Brief an den Mond

Dem Mond einen langen Brief schrieb ich,
– wer bin ich eigentlich, dass ich mir
damals anmaßte, derlei zu tun –, dem Mond
schrieb trotzdem ich einmal, stur romantisch
wie ich bin, eine Art von Liebesbrief, in dem
ich ihm auch eine Frage stellte, was anging
die Landnahme, die er einst hatte erfahren
durch die Hand abenteuerlicher Menschen.
Ich erhielt bis heute keine Antwort von ihm;
natürlich nicht, wie denn auch, ein Mond
kann niemandem eine Antwort geben, der
einen Brief an ihn schreibt; außerdem kam
die Post ja niemals bei ihm an – wie denn auch,
es gibt ja noch keine Mondbriefträger? Doch was
seine Landnahme angeht, enthalte ich mich
insofern nicht meiner Stimme, weil damals,
als sie geschah und ich ein Knabe noch war,
dieser mit großer Skepsis schon begegnete
ob der Milliarden an Dollar, die sie verschlang,
und ob eines scheuen Mädchens aus Amerika,
in die ich unglücklicher denn je verliebt war
sowie aus viel weiteren Gründen noch, über die
zu sprechen ich hier nicht nötig habe, weil ich
sie ihm, dem Mond, in diesem meinem Brief
bereits in aller Ausführlichkeit erläuterte.

Mondscheinehrenehesonate

Gestern Abend, da saß ein Mondscheinmann
in einem Milchstraßenzeltwaggon
der kosmologischen Sterneneisenbahn
und griff zu deren Venustelefon
mit Direktanschluss zu seiner Vollmondfrau,
als diese auch schon über'n Himmel
auf einem Kometenpferde, schimmelblau
kam geritten an mit viel Galoppgebimmel,
treibend hin sie bis zur Unendlichkeitsgrenze
– da zog der Mondscheinmann die Notbremse,
und sprang in einem Sternschnuppensatz
aus dem Zugfenster des Asteroidenabteils
hinüber bis zu ihr, seinem Kunstreiterspatz,
zu ihr, der Vollmondfrau, die einfach steil
er während der Welterschaffungsära schon fand,
wiewohl eine Ehe auf Erden sie niemals band,
zumal eine Mondscheinliebe erst dann gedeiht,
so sie vergisst für ewig und immer Raum wie Zeit.

Von der Pflicht zur Heiterkeit

Einzigste Pflicht todtrauriger Zirkusmenschen
sei es erst recht ihre Zirkusgäste aufzuheitern,
sagte er, ausgerechnet er, der falsche Clown,
– er war ja nur Papst, davonschleichend sich
aus dem Vatikan Abend für Abend
hin zu seinem Publikum, sitzend dieses
ratsam in den Rängen unter der Zirkuskuppel.
Und dann lachte und lachte er sich solange
schief und krumm und bucklig, bis
der Direktor ihn gewaltsam wieder musste
über den Arenasand hinaus und zurück
in seine Garderobe zerren, wo er wiederum
schon um der Wahrhaftigkeit willen endlich
seine lächerliche Spiegelmaske fallen ließ.
Doch hatte natürlich auch der Papst längst
seinen Glauben daran verloren, dass er
seinen Zirkuschef mit diesem Coup hätte
überraschen können, zumal dieser sich ihm
längst als der Oberrabbiner Israels geoutet hatte.
Und dann flüsterte raunte ihnen auch schon wieder
eine Stimme aus irgendeiner Garderobenecke zu, dass
es ihr nicht wunder nähme, wenn nicht irgendein Pferd,
sondern einer ihrer grazilen Zirkuslipizzaner,
welche sich die Gattin des Zirkusdirektors hielt,
sich als Indonesiens Ober-Imam herausstellte,
– auch dies indes eine längst einstudierte Sentenz
seitens ihres Zirkuszwerges, dem so gut wie nichts
entging, wiewohl er seine Ähnlichkeit, die er
zweifelsohne mit einem Buddha besaß, nicht nur
selbst stets vehement abstritt, sondern auch
jene Religionsruhestifterin, die ihre Abende
stets hinter der Zirkuskasse zu verbringen pflegte
und deren einziger Glaubenssatz, den sie
den zahlenden Gästen zuzuflüstern pflegte,
schlicht lautete, dass die Show weitergehen müsse,
verdammt nochmal.

Franz-Josef Herrmann



DERZEIT / GEDICHTE

Vergegenwärtigt

die Zeit ist steckengeblieben
von zu vielem Wissen gebissen
nanometergroß alle Bits
in ihnen klafft gähnende Fülle

der Zeitstrom fällt aus
klügere Birnen sind durchgebrannt
mit unseren Energiespareinlagen
kommen damit ans unendliche Ende

gespreizt der erweiterte Blick
die gedehnte Blindsicht auf alles
was jetzt nicht mehr da ist
nicht dort sondern leiblebens hier

sucht Leute, sucht das Unsicht-
das Unsuchbare, das Gegenteil
bis euch nachhaltig im Nachhall
flüchtige Verben zu Worträumen werden

Zeitgedicht

flog da ein einmal Pfeil?
einst abgeschossen im Ursprung
die Waffe der Zeit
der Pfeil auf der Linie
die einander uns knüpfte
uns zerteilte zerschnitt
von hinten nach vorn durchdrang
von früher nach morgen
vom Rück- direkt zum Fortschritt
von Knechtschaft zur Freiheit
von Armut zum Reichtum
von wenig zu mehr und stets mehr
Linie die zwang
uns olympisch zu steigern

wer hat nun unserer Geschichte
das steifgewordene Rückgrat
herausoperiert?
der Pfeil hat sich verflogen
auf der Zielgeraden verirrt
zerbrochen seine einzige Richtung
Eldorado verflüchtigt
wo schwebt er inzwischen
in welchem Kompass rotiert er
wohin kann er noch weisen?
der Pfeil ist steckengeblieben
eingedrungen in uns seinem Ziel
unter der Haut in allen Organen
spüren du und ich seine Wunde

Neuropoetisch

pinkfarbene Synapsen
schwirren dir durch den Kopf
sprengen auseinander was dir nah ist
schleudern dir deine Neuronen
in deinem Hirn
bis ins Neusehland
schlagen dir durchs Gangliengestrüpp
den Bogen vom Cortex zum Neocortex
brennen sich ein in dein Hirn
löschar allein noch mit Tränen

in deinem Liquor ein Unterseeboot
taucht alternativ nach dem anderen Ich
die Quallen in deinem Kopf
verdächtig zerrästeln sie
wachsen und wachsen unter sich
bleiben in der Schädelbedachung
gleichgroß immer dieselben
wie schmerzt die Geburt
des nächsten Gedankens
nächstletzten Ein- und Ausfalls

Aufwachraum

wo bin ich wo sind wir?
ringsum flüstern Geräte
dröhnt vollnarkotisch die Stille
Betäubungen wirken noch nach

lauthals vom Hauptstrom
vom Meinstrom zum Deinstrom
von medialen Anästhesisten
ästhetisch überwacht

mit giftigem Wissen gedopt
was war, was ist uns geschehen
welche Narkosen müssen wir noch
rufbereit überstehen?

anonym auf und ab geklärt inzwischen
unter Millionen von Millionären
liegen allein im Trend
wir noch richtig

spring auf und spring ab
von deiner allzu bequemen Liege
Schmerztherapien lassen nach
kehr aus dem hellwachen Koma zurück

ein in den Bewusstseinskreislauf
erst wenn du erwachst
aus dem aktuellen Tiefschlaf
kann die Operation Now beginnen

Hansjürgen Bulkowski



MIT NÜCHTERNHEIT UND AUGENMASS

Anmerkungen zum „anderen“ Verlegen heute

Gern würde ich mich auf Texte aus den 70er Jahren beziehen, als es – aus Sicht der „alternativen“ Verlage – um die „Eroberung der Medien“ oder ein „Plädoyer für eine ‚Arbeitsgemeinschaft der Kleinverlage‘“ ging. Aber diese Appelle sind historisch, sprühende Funken lassen sich daraus nicht mehr schlagen. Die seinerzeitigen Strategien und Ratschläge erscheinen aus heutiger Sicht nicht als falsch, die überfällige Forderung nach Schaffung einer wirksamen „Gegenöffentlichkeit“ lag in der Luft, und der Aufruf zur Zusammenarbeit der kleinen und besonderen Verlage gegen die Marktmacht der „Bertelsmänner“ war nicht größenwahnsinnig, sondern zeitigte sogar – denkt man nur an die Frankfurter „Gegenbuchmessen“ Ende der 70er Jahre – gewisse Erfolge.

Aber machen wir uns nichts vor: Mehr als 40 Jahre später ist das doch alles wie Schnee von gestern, denn auf dem Buchmarkt sieht es gegenwärtig gänzlich anders aus als in den „heroischen“ Zeiten, als die Provokationen der „Klitze-kleinen“ gegen die „Großen“ noch lustvoll zelebriert werden konnten und wenigstens das bürgerliche Feuilleton amüsierten. Heute erscheint es eher so, als säßen alle Buchproduzenten im nämlichen Boot, denn alle merken – wenn auch in unterschiedlicher Weise –, daß es am Sinken ist. Vorläufig noch einigermaßen langsam, aber die drohende Beschleunigung des Vorgangs ist allenthalben spürbar – und nicht wenige Akteure sind schon über Bord gegangen.

Nach jahrelangem Leugnen – der Börsenverein des deutschen Buchhandels tat sich dabei besonders als „Täuscher“ hervor – ist es längst nicht mehr zu übersehen, daß den großen Verlagen die Buchkäufer wegbleiben, daß sie notgedrungen die Auflagen ihrer Neuerscheinungen häufig drosseln müssen und daß die Kalkulation ihres „Outputs“ immer schwieriger wird. Es ist müßig zu fragen, ob für diese Entwicklung schlimme kulturpolitische Fehlentscheidungen in der Vergangenheit hauptverantwortlich sind oder allein die totale „mediale Wende“, die das Bücherlesen nicht mehr begünstigt und das Verlangen nach immer mehr neuen Titeln dämpft. Die Abnahme und Schwund signalisierenden Zahlen sprechen jedenfalls eine eindeutige Sprache.

Doch auch in der Hinsicht sollten sich die Minipressen nichts in die Tasche lügen: Von den Krisenzeichen, die die großen Unternehmen der Buchbranche umtreiben, können die kleinen Verlage nicht profitieren, denn ihre Problemlagen sind ganz ähnlicher Art. Alle Büchermacher stehen vor epochalen Herausforderungen, denn ihr Produkt ist angesichts der Zeittendenzen so gefährdet wie wohl noch nie seit der grandiosen Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern durch den löblichen Mainzer Bürger Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg.

Täuschen wir uns also nicht über den Ernst der Lage, aber wenn wir sie uns voll bewußt machen und die generelle Gefährdung der Buchkultur im Auge haben, dann ist die Lage gerade für die kleinen Verlage, denen man zu Recht schon immer besonderen Einfallsreichtum und Wendigkeit bescheinigt hat, keineswegs hoffnungslos. Am meisten spricht für sie, daß sie im allgemeinen ihre jeweilige – vergleichsweise kleine – Zielgruppe viel besser kennen als die großen Unternehmen, die es auf eine ihnen durchweg unbekanntere „große Leserschaft“

abgesehen haben und dabei häufig im Trüben fischen.

Durch Internet und allgemeine Digitalisierung ist das Buchgeschäft gegenüber den Zuständen vor 40 Jahren vollkommen umgekrempelt worden. Alle Arbeits- und Kommunikationsvorgänge laufen in den Verlagen, seien sie nun groß oder klein, nur noch über PC, Laptop oder Handy ab, kein Schriftsteller kommt mehr daran vorbei, seine Manuskripte digital zu versenden, und wenn diese lektoriert sind, entstehen die neuen Bücher am Computer – und eben schon lange nicht mehr aus dem altertümlichen Setzkasten.

Jüngere Autoren, die von Kindesbeinen an mit den neuen elektronischen Medien vertraut sind, haben es im rund erneuerten Verlagswesen naturgemäß leichter als ältere Kollegen, die ihre Texte womöglich noch auf den alten Schreibmaschinen tippen und mit solchen Manuskripten im aktuellen Markt keine Chance mehr haben, es sei denn, daß eine „Schreibkraft“ sich ihrer erbarmt. Von der generellen „medialen Wende“ ist auch das Verhältnis Autor/Schriftsteller nicht unberührt geblieben, denn die früheren „Geschäftsbriefe“ sind natürlich längst durch Mails ersetzt worden, die Verständigung zwischen beiden Seiten dürfte sich überwiegend auf diese Schiene verlagert haben.

Auch bei den Druckereibetrieben hat sich die Lage schon seit langem grundsätzlich verändert, denn „gesetzt“ im alten Sinne – das machen nur noch ein paar bibliophile Handpressen – wird längst nicht mehr, sondern die übers Land verstreuten Unternehmen erhalten ihre Druckvorlagen digital und wandeln sie in gedruckte Bücher um, häufig wesentlich schneller, als es früher geschah. All das läuft darauf hinaus, daß heute auch der kleinste Verlag in buchtechnischer Hinsicht mit den größten der Branche mithalten kann, wenn er sich nur hinreichend kundig gemacht hat über ein günstiges Preis/Leistungs-Verhältnis. Fazit: Das Büchermachen ist – verglichen mit dem Stand vor 40 Jahren – nicht nur wesentlich einfacher geworden, es ist nicht selten sogar günstiger als früher.

Was folgt aus all dem für die kleinen und kleinsten Verlage, die gleichwohl ambitioniert sind und vom „großen Bücherkuchen“, der eben längst nicht mehr so groß ist, wie es lange den Anschein hatte, trotzdem etwas abhaben wollen? Das ist nur mit Einfallsreichtum, Wendigkeit und Ausdauer zu machen, diese drei Qualitäten sind in erster Linie gefragt, wenn sich kleine Unternehmen über längere Zeit behaupten wollen. Sie müssen Nischen auf dem vielfältigen Buchmarkt entdecken und kultivieren, gute Autoren gewinnen und fördern, die bei „den Großen“ nicht zum Zuge kommen, vor allem aber müssen sie alle nur erdenklichen Wege beschreiten, um ein Leser- und Käuferpublikum an ihren Verlag zu binden, das ihnen die Treue hält und die weitere Produktion neuer Titel ermöglicht.

Alte Formen der Subskription, wie sie schon im 18. Jahrhundert üblich waren, können für einen kleinen Verlag hilfreich sein oder das gezielte Gewinnen von „Freunden“, die künftige Titel abonnieren und so für einen finanziellen Grundstock sorgen, mit dem der Verleger fest rechnen und entsprechend kalkulieren kann, wenn er die „passende“ Auflagenhöhe eines neuen Buches einschätzen will. Kleine



FREISPRÜCHE

Auflagen sind heutzutage nicht mehr so unverhältnismäßig teuer gegenüber großen, wie es früher der Fall war, so daß gezielter und bedarfsorientiert nachgedruckt werden kann, wenn das Interesse für einen speziellen Titel steigt und wenn nachgeordert werden muß.

Generell müssen natürlich auch die kleinen Verlage an der Leseförderung, um die es hierzulande nicht sonderlich gut bestellt ist, interessiert sein, die Stärkung der Buchkultur liegt selbstverständlich auch in ihrem Interesse. Ob sie aus den öffentlichen Töpfen, die für die Verlagsförderung bestimmt sind, etwas für sich abzweigen können, wird von ihrer Geschicklichkeit abhängen, auf die Besonderheit ihrer Titel eindringlich hinzuweisen. Chancen sind vorhanden, es gilt sie auszuloten und entschlossen wahrzunehmen. Wenn ein ehrgeiziger Verlag all diese Möglichkeiten voll ausschöpft und ein überzeugendes innovatives Programm vorlegt, ist es durchaus möglich, daß ihm eine für die kleineren Unternehmen gedachte Auszeichnung winkt, also der renommierte Kurt-Wolff-Preis (die Hauptauszeichnung ist mit immerhin 26.000 € dotiert, der Förderpreis mit 5.000 €) oder der nicht minder angesehene V.O.Stomps-Preis (3.500 € bzw. 1.500 €).

Peter Engel



EINE PROSAMINIATUR

Geh ich mit dem Hund der Tochter um den See, fragen mich die Frauchen und Herrchen nach der Rasse. Meistens sage ich: „Ein Mischling, wie ich.“ Dann mustern sie mich und werden unsicher, diverse politisch unkorrekte Sätze wollen ihnen über die Lippen, liegen schon auf der Zunge bereit – und werden runtergeschluckt. Während dessen schreite ich von hinnen und entgehe so dem unter Hundehaltern üblichen Austausch über Gewicht und Gewohnheiten, Tierarztpraxen und Trainerstunden. Ich bin kein Herrchen, ich bin ein Vater, der seiner Tochter mal einen Hund versprochen hat und der sein Versprechen erst halten kann, seit sie kurz vorm Abitur zu ihm gezogen ist. Ich komme mit den Gängen um den Hundesee nur einer väterlichen Pflicht nach, will das aber nicht bei jedem Gang zehnmals erklären müssen. Also bin ich, ganz im Gegensatz zum Hund, der, von der Leine losgelassen, munter das Seinige verrichtet, sehr kurz angebunden. Ich werfe meine Antwort hin wie einen Knochen, auf dem man länger kauen soll. Neulich hat mich der Schalk geritten. Als mich das Frauchen eines besonders krummbeinigen Sabbermatzen nach der Rasse fragte, sagte ich: „Der Hund ist eine Mischung, ich aber, schauen Sie nur, bin eine Züchtung.“ Dabei schob ich langsam meine großen Hände und langen Arme aus den Jackenärmeln, bis es mein Gegenüber mit der Angst bekam.

Martin Ahrends

Der Sündenfall bestand nicht darin, dass Eva den Apfel anpries oder Adam hineinbiss, sondern dass er schmeckte.

*

Das kann doch jeder! – Gut!

*

Nur mit Querköpfen wird aus den Längsköpfen ein Muster.

*

Lügen haben kurze Beine, Wahrheiten gar keine.

*

Kunst kann von Glück sagen.

*

Unwissenheit ist der Eckstein der Frechheit.

*

Eifersucht: Ich will dich so allein wie mich.

*

Man kann zwar weit denken, aber nur nah fühlen.

*

In Retourkutschen fahren nur Kleingeister.

*

Nimm die Klage aus dem Mund in deine Hände.

*

Das Spiel allein ist ernst.

*

Und weiche deinen Finger breit von allen Wegen ab ...

*

Männer haben die besseren Karten? Dann gewinnt Frau nur, wenn sie nicht mitspielt.

*

Wer seine Gefühle versteckt, dem entweichen sie als Kitsch.

*

Erst im Tal geht es aufwärts.

*

Seid wie die Kinder! Kinder wollen alt werden.

Frederike Frei



MIKROPROSA 3

Es ist die dritte und vorläufig auch letzte Lieferung von „Mikroprosa“ in der Echokammer. Wer mehr davon lesen will, hat dazu jetzt Gelegenheit: druckfrisch liegt mit „Liebe in Zügen“ ein Buch von Ronald Glomb mit mehr als 100 Mikroromanen und Mikro Dramen vor. Erschienen ist es in der Edition Hammer+Veilchen, verlegt von Günther Emig (124 Seiten, 12 Euro).

Vorbereitungsarbeiten

Einer plant akribisch einen Mord. Nach zwanzig Jahren versucht er seinen Plan umzusetzen und scheitert kläglich. Dass er dafür nicht einmal ins Gefängnis kommt, macht sein Versagen perfekt.

Momentaufnahme

Sie gibt sich dem Meer hin, stürzt sich nackt hinein in die Fluten und er springt ihr hinterher, toll, übermütig, wie ein junger Hund, der seine Lektion noch nicht gelernt hat.

Zeichen

Der Startschuss ist gefallen. Alle Läufer sind tot.

Warten

Der Detektiv sitzt am Strand und schaut auf das Meer. Er zündet sich eine Pfeife an und wartet darauf, dass bald Ebbe kommt und das Geheimnis frei gibt.

Der Garten

Der Mann zeigt auf seinen großen grünen Rasen mit den dichten akkurat geschnittenen Büschen, dem Pampagras und einigen Kirschbäumen. Drei Findelkinder seien dort allein im Frühling abgelegt worden. Wer denn so etwas mache, fragt er bekümmert. Jeden Morgen suchten er und seine Frau erst einmal den Garten ab, ehe sie auf der Veranda ihr Frühstück einnahmen.

Ein Traum

Er träumte, Haruki Murakami säße malerisch am Fuße des Kilimanscharo, ganz versunken in sein Tun, kleine Vögel aus den lachsfarbenen Seiten seines jüngsten Romans zu basteln.

Unentschieden

Er steht auf, um eine Zigarette zu rauchen. Er sollte nicht rauchen, es ist nicht gesund. Er setzt sich wieder. Ratlos.

Ein Wintermärchen

Im Winter setzen Schneewehen ein. Sie gebären einen winzigen Schneemann, mit allen Attributen des Glücks versehen. Er überlebt im Eisfach ihres Kühlschranks, wächst aber nicht mehr.

Angespannt sein

Gleich beginnt im Konferenzraum des Büroturmes ein wichtiges Meeting, welches über ihre Zukunft im Unternehmen mitentscheiden kann. Sie fühlt sich gar nicht gut. Sie fühlt sich so, als sei ihr dezent geschminktes Gesicht plötzlich mit grell leuchtenden Minuspunkten übersät.

Ein Blick zurück

Wir erinnern uns vielleicht daran, dass die zuvor in unseren Kreisen vollkommen unbekannte Rosie Ruiz den Boston-Marathon nur deshalb gewinnen konnte, weil sie einen Teil der Strecke in der U-Bahn zurückgelegt hatte. Eine entwertete Fahrkarte fand sich bei ihr.

Glück auf!

Die großen Wissenschaftsbibliotheken sind ihm wie Bergwerke. Er besucht sie nach einem genau festgelegten Plan. Mit der Grubenlampe am Helm fährt er in den Schacht ein.

Vor Gericht

Ein Rechtsanwalt und Verteidiger vor Gericht, dessen Gedächtnis von Tag zu Tag schlechter wird. Er verliert jeden Fall.

Fragezeichen

Einen Schutzengel hat sie bestellt, ein Würgeengel wird geliefert. Ob sie ihn reklamieren darf?

Lasst euch verwandeln

Bevor die Kröten die breite Asphaltstraße überqueren, verwandeln sie sich in orange gewandete Mitarbeiter der Autobahnmeisterei.

Ronald Glomb



Übersetz mir Wangenrot

Hat Ihre Frau einen Liebhaber?

Wie bitte, wieso meine Frau? Und wenn sie einen hätte, müßte ich das wissen?

Sie sind doch verheiratet, nehme ich an, da kriegt man doch einiges mit.

Er schaute seinen Kollegen oder Partner an, der links von ihm am gleichen Schreibtisch saß. Das Möbel wirkte wie eine Barrikade; ich, schmal und langhaarig saß davor, die beiden Beamten, gut zehn Jahre älter, beleibter und berufsfahl dahinter. Ein komisches Bild, ging mir durch den Kopf. Ja, es könnte komisch wirken, wären wir nicht hier, in diesem Haus mit den labyrinthischen Fluren, in diesem euphemistischen Amt. Im Grunde sind sie unfreundlich, als hätte ich etwas verbrochen, dabei bin ich freiwillig hier. Ich habe darum gebeten.

Ich glaube nicht, daß meine Frau einen Liebhaber hat, nein, das kann ich wohl ausschließen.

Aber es wäre doch vorstellbar, und dann hätte der vielleicht einen Grund, Sie zu erschrecken.

Nein, nein, das kann ich mir nicht vorstellen.

Und im Schriftstellerverband, haben Sie da Feinde?

Feinde im Schriftstellerverband? Wieso das denn?

Könnte doch sein, vielleicht haben Sie da jemanden beleidigt oder herabgesetzt?

Wieso redet immer nur der eine, und warum sind sie zu zweit, wenn der andere bloß stumm dabeisitzt? Könnte doch auch mal was sagen. Vielleicht ist der freundlicher. Aber bei dem Gesicht? Der ist möglicherweise nur als Zeuge anwesend. Ist schließlich kein Kreuzverhör. Blöd ist es trotzdem. Aber da bin ich selber schuld. Hätte auch alles auf sich beruhen lassen können.

Wie ist es nun mit den Schriftstellern, haben Sie da Probleme. Nun ja, da gibt es Meinungsverschiedenheiten, politischen Streit, meinetswegen auch Beschimpfungen, Neid, aber doch nichts, was zu Morddrohungen führen könnte.

Sind Sie da sicher?

Denke schon.

Und Sie meinen, es sind die Rumänen ...

Ja, das glaube ich. Es war schließlich ein ziemlich verdorbenes Deutsch. Ich habe es nur verstanden, weil ich den Text kannte. Erst die paar Beschimpfungen und dann: Bossert tot, du bald auch. Und dann gleich nochmal. Also aufgelegt und dann ein paar Sekunden später das gleiche nochmal. Die gleiche Stimme, der gleiche Text. Offenbar vom Band.

Haben Sie den Text mitgebracht?

Ja, hier, ich habe Ihnen eine Kopie gemacht.

Jetzt stecken sie die Köpfe zusammen und lesen die vier Seiten. Meine Erzählung von dem einzelnen Reisenden, den Koffer in der linken, dann in der rechten Hand, wie er vor den vielen Pendlern den schmalen Weg vom Bahnhof auf das Dorf zugeht, dann der Anstieg, bei dem die Pendler zurückfallen, schließlich steckt ihnen der Arbeitstag in den Knochen, er steigt vor ihnen den Berg hoch und schaut sich um, sieht die Männer hinter sich, je zwei nebeneinander, geringe, jedoch regelmäßige Abstände zwischen ihnen, wie sie den Anstieg beginnen. Und er lacht still in sich hinein, da ihm die Formel „in geschlossener Formation“ einfällt, und dann

lacht er schon halblaut und sagt auch das „in geschlossener Formation“ halblaut, dann lauter und lauter, bis er vor Lachen brüllt und auch „in geschlossener Formation“ brüllt, und oben angekommen, erst einmal stehen bleiben und zu Atem kommen muß, damit er wie irre weiterbrüllen kann, als sie schon auf ihn einschlagen, ihn umringen und auf ihn einschlagen, alle auf ihn und sein Gebrüll einschlagen, bis er in dem Moment zusammenbricht, als ihm wie eine Ahnung der Gedanke durch den Kopf geht, daß er von dieser Stelle aus einen ersten Blick hätte auf das Dorf werfen können.

Verstehst du das? Nö, und du? Nö.

Sagen Sie, das haben Sie veröffentlicht? Ja, vor zwei Jahren.

Und so etwas wird gedruckt?

Warum nicht?

Weil, Entschuldigung, weil es Unsinn ist. Was soll das denn bedeuten?

Es ist einfach ein Stück Literatur.

Literatur?

Ja.

Ich dachte, Literatur ist Kunst und nicht Unsinn.

Das ist kein Unsinn. Es ist eine Kurzgeschichte.

Wo einer erschlagen wird, weil er gelacht und gebrüllt und „in geschlossener Formation“ gerufen hat?

Ja.

Und wenn der etwas anderes gerufen hätte, oder überhaupt nichts gerufen und auch nicht gelacht hätte, wäre er dann nicht erschlagen worden?

Vermutlich, kommt darauf an.

Worauf kommt es an?

Was er sagt oder ruft, und was die Leute damit verbinden.

Wer diese Leute sind, wo sie herkommen. Das heißt, was sie erlebt haben und was sie mit dem Erlebten verbinden.

Ich sehe da keine Zusammenhänge. Was meinen Sie damit?

Vielleicht wissen die ebenso wie er, daß geschlossene Formationen mitunter Mörderbanden sind.

Was meinen Sie damit, halten Sie das für normal?

Nicht für normal, aber es kommt vor. Es gibt Gesellschaften, ich meine Gemeinschaften, vielleicht auch verschworene Gruppen, die verhalten sich so. Das sollte Ihnen doch bekannt sein.

Reden Sie vom Nationalsozialismus, meinen Sie so etwas?

Zum Beispiel. Aber man muß nicht Nazi sein, um zu morden. Auch denken und empfinden kann man in geschlossener Formation. Ja man kann vermutlich sein ganzes Leben in geschlossener Formation zubringen.

Ist man beim Denken denn nicht allein? Und beim Fühlen? Sag, hab ich nicht recht, das macht man doch mit sich selber ab.

Denk ich auch. Ist Unfug.

Na sehen Sie, wir können darin keinen Sinn erkennen.

Müssen Sie auch nicht. Ich habe Ihnen den Text mitgebracht, weil der Anrufer daraus zitiert hat und meinte, auch ich würde demnächst erschlagen werden. Hier geht es nicht um Literatur, sondern um eine Morddrohung.

Ja, gewiß, ich wüßte aber zu gerne, was einen bewegt, einen solchen Unfug aufzuschreiben und dann auch noch zu ver-

öffentlichen. Verzeihen Sie, wir sind keine Spezialisten für Literatur. Was sagen denn Ihre Schriftstellerkollegen dazu? Keine Ahnung. Jeder liest, was ihn interessiert. Man redet nicht über seine eigenen Texte. Aber die Anthologie hatte zwei Herausgeber, die werden schon wissen, warum sie den Text gedruckt haben.

Sind Sie mit denen befreundet?

Mit wem?

Diesen Herausgebern, oder mit einer Person im Verlag, Sie werden doch mit irgend jemandem darüber gesprochen haben?

Hab ich nicht. Und die Herausgeber kenne ich nur dem Namen nach, nicht persönlich.

Entschuldigen Sie bitte, aber ich bin freiwillig hierher gekommen. Und ich bin hier, weil ich dachte, Sie könnten etwas unternehmen, damit ich keine Angst haben muß, vor die Tür zu treten. Ich muß auch mal einkaufen gehen oder zur Post. Können wir vielleicht auch. Aber wir müssen uns ein Bild von Ihnen machen. Möglichst umfassend. Wer war dieser Bossert? Das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Ein Dichter und ein sehr guter Freund. Er ist vor Weihnachten nach langen üblen Schikanen aus Rumänien ausgewandert, und zwar mit Frau und zwei Söhnen, und Mitte Februar lag er eines Morgens tot auf dem gepflasterten Weg hinter dem Wohnhaus in Frankfurt am Main, in dem die Familie untergekommen war. Allem Anschein nach ein Suizid, aber jetzt brüsten sich die Anrufer mit diesem Tod.

Und hat er auch so unverständliches Zeug geschrieben?

Er hat großartige Gedichte geschrieben, die leuchteten vor Verzweiflung.

Nichts von geschlossenen Formationen?

Nicht mit diesen Worten, aber auch davon, wie man zugrunde geht, wenn der Kopf etwas weiß, das nicht wahr sein darf.

Und warum hab ich jetzt Hanne im Kopf, die wunderschöne Hanne, die ich wie von Sinnen liebe. Der Zug kriecht durch die Finsternis, Hanne sitzt neben mir, gegenüber Georg und Lisa, Franz ist dabei und Gudrun gleich neben Hanne. Und ich hab seit Wochen schon kein Wort mehr direkt an Hanne gerichtet, ich würde roter als rot und brächte keinen Ton heraus, kann nur mitreden, wenn ich sie nicht ansehe. Dreckig geht es mir, krank bin ich vor Glück und Angst, sie könnte ein klein wenig wegrücken. Und verschwände aus meiner Nase. Denn jetzt kann ich sie einatmen, das heißt, ich rieche sie ganz, mit Haut und Haar. Und unsere Hüften berühren sich. Meine ist glühend heiß. Aber ich kann sie nicht ansehen, geschweige denn anders als zufällig berühren. Und ich rede ununterbrochen auf Georg und Lisa und Franz und Gudrun ein und meine doch niemand und nichts und niemals jemand anderen als Hanne. Die Pendler dösen auf ihren Plätzen, es ist vier Uhr früh, sie fahren in ihre Fabriken, wir in unsere Gymnasien. Hanne ist mein Jahrgang und damit zu weit für mich weg, zu erwachsen, zu schön, zu einem-anderen-bestimmt, als daß ich irgendeinen Grund hätte, etwas hoffen zu dürfen. Und sie geht ins andere Gymnasium, sitzt nicht bei mir in der Klasse, sonst wäre ich längst sitzen geblieben, ja wahrscheinlich schon gar nicht mehr auf dem Gymnasium. Wie

schön sie ist, weiß sie, sie weiß, daß man nicht anders kann als sie ganz und gar hingegeben zu lieben, egal, ob man Junge ist oder Mädchen, diese Vollkommenheit erträgt man genauso wenig wie die gelassene Selbstverständlichkeit, mit der sie hinnimmt, was um sie herum geschieht. Nicht stolz ist sie, nicht eingebildet und nicht die Spur überheblich, nur atemberaubend schön ist sie und wie vom Mond gefallen. Auch ist sie zweifellos in allen unseren Gesprächen das geheime, das niemals ausgesprochene Zentrum. Wer etwas sagt, sagt Hanne, in vielen anderen Worten und mit einer Leidenschaft, die uns alle frühmorgens am Montag und samstags am frühen Abend, wenn wir in die Stadt oder zurück aufs Dorf fahren, redend die Sprache verschlägt. Allesamt sind wir Sänger, die wir schwärmen und übertreiben und lobpreisen, wir fabulieren und berichten, phantasieren und ergründen. Niemals und nirgends auf der Welt hatte es eine höhere Schule der Dichtkunst gegeben als in diesem Zug und rings um Hanne. Selbstverständlich hatte es auch noch nie einen würdigeren Gegenstand gegeben. Und es war alles wahr, nicht die Spur Überspanntheit, wiewohl, dieses Wort gab es für uns damals eigentlich nicht.

Geben Sie uns doch irgendeinen Hinweis, der Ihre Angaben stützen könnte.

Daß man mich mit dem Tod bedroht?

Nein, daß es die Rumänen sind, die das tun.

Mehr als ich Ihnen heute und schon vor zwei Wochen gesagt habe, fällt mir dazu nicht ein. Es ist zwar töricht von denen, aber sie tun es offenbar. Ich weiß nicht, an welcher Stelle Diktatoren durchdrehen.

Haben Sie selbst eine Geliebte?

Ich vermute, das wüßten Sie.

Ich hoffe doch, Sie glauben uns, daß wir nicht im Leben unserer Bürger herumstochern.

Aber ich habe Sie vor zwei Wochen schon gebeten, mir zu helfen. Und ich dachte, ich spräche mit einem professionellen Geheimdienst. So etwas gäbe es in Rumänien nicht.

Wie meinen Sie das? Was gäbe es in Rumänien nicht?

Sie sprechen mit mir, als hätte ich etwas Böses getan.

Haben Sie nicht?

Nein, habe ich nicht.

Und warum sollten die Sie dann umbringen wollen?

Wir reden über eine Diktatur.

Ich rede mit Ihnen über Sie.

Aber ich habe niemals mit Hanne gesprochen. Habe alle meine Freunde und Bekannten im Zug vollgequatscht mit Hendrix, der Janis, den Stones, Woodstock und Paris und Prag, wir haben die Texte analysiert, zwanzigmal Satisfaction – meinst du wirklich, die sagen das grad so, daß es so direkt und nicht auch anders gemeint ist? – haben uns gegenseitig die englischen Texte auswendig vorgesagt, sie kommentiert, bewertet und kritisiert. Wir waren das Zentrum der Bewegung, das blinde aber wissende Auge des Tornados, wir waren der mystische Kern des Universums; die schönsten Frauen flogen auf uns, an unseren Lippen hingen die Nachrichtensprecher der ganzen Welt. Und der alte Zug fuhr durch Abend und frühen

Morgen, und Hanne saß mal neben mir und mal gegenüber. Sie wußte längst alles, was uns heilig war, was uns erhob und vernichtete, aber sie schwieg, wir mochten über Prag reden, über Berlin und Paris, über Jan Palachs Selbstverbrennung oder über Sartre, doch wenn der Zufall mir ihre Hüfte zuwürfelte, war ich entrückt. Ich muß in Versen gesprochen haben, wie sie niemals je ein Mensch vernommen hatte. Einmal aber habe ich auch zu Hanne etwas gesagt, beim Aussteigen, allein zu ihr. Ich hatte zufällig ein Wort kennengelernt, das außer mir noch niemand kannte, es lautete stunning, und ich hatte in der Bibliothek im Wörterbuch nachgeschlagen, denn schon beim Lesen dieses Wortes hatte mir der Kontext angezeigt, daß es nur auf dieses einzige Wort ankam: stunning. Es verschlug mir den Atem, jedenfalls das, was mir Hanne davon noch gelassen hatte. Und ich sagte ihr beim Aussteigen, während ich ihr vom obersten Trittbrett die alte Ledertasche hinabreichte: Hanne, you are really stunning. Hanne aber war nicht vom Donner gerührt, sie langte nach den Taschen Griffen und glitt davon, schwebte, entschwand, löste sich auf. Das war Hanne. Reglos stand ich auf dem überfüllten Bahnsteig und schaute in die Richtung, in die sie verschwunden war, wußte nicht einmal, ob sie am nächsten Samstag wieder nach Hause führe, aber ich hatte etwas zu ihr gesagt, das sie beschäftigen sollte, wenn sie es nicht umgehend vergessen hatte. Gewiß hatte sie es längst vergessen, wer war ich denn, daß ausgerechnet Hanne sich merkte, was ich gesagt hatte. Und wenn sie es sich gemerkt hatte, dann eher zufällig, weil sie etwas gehört, aber nicht verstanden hatte, gleichgültig, wer dieses unverständliche Wort ausgesprochen hatte.

Ich verstehe nicht, warum die etwas gegen Sie haben sollten. Doch nicht wegen eines vierseitigen, schwerverständlichen Textes.

Ich habe dort Freunde, die größte politische Schwierigkeiten haben, die verfolgt werden. Das heißt verhört, verhaftet, verprügelt.

Aber nicht umgebracht.

Nein, noch ist niemand von ihnen dort umgebracht worden. Aber rumänische Schriftsteller sterben auf rätselhafte Weise. Und es gibt Selbstmorde, an die keiner glaubt. Gerichtsmedizinische Untersuchungen werden jedenfalls nicht angestellt. Die Leichen werden ihren Familien in plombierten Särgen zur Beerdigung übergeben. Und keine Behörde nimmt eine Anzeige oder Nachfrage entgegen. Ich telefoniere mit meinen Freunden, wir sprechen über das, was dort passiert, und ich informiere hier die Presse.

Und nun wollen die Sie erschrecken. Das meinen Sie doch?

Kann sein. Aber sie haben auch hier im Westen schon gemordet.

Sie sind aber noch ganz munter. Gibt es denn sonst nichts, was Sie uns noch erzählen sollten?

Mir selbst erzählte ich Tausende Varianten der Geschichte von Hannes Wangenrot. Denn die Wirklichkeit bediente sich weder eines Wortes noch einer Geschichte. Ich hatte an diesem Samstag eine Klassenfête abgesagt und stand schon eine halbe Stunde vor Abfahrt des Zuges auf dem Bahnsteig.

Weil der Zug hier abfuhr, stand er auf einem Nebengleis, etwas außerhalb des Bahnhofs. Befand man sich rechtzeitig in Höhe des letzten Waggons auf dem Bahnsteig oder ging dort auf und ab, konnte man keinen Mitreisenden verpassen. Hanne erst recht nicht, denn sie kam, wenn sie kam, immer erst wenige Minuten vor der Abfahrt. Mithin hatte ich Zeit. Ich mußte mich nur von den erschöpften Pendlern, die nach und nach eintrafen, begafften und von dem einen oder anderen Jugendlichen fragen lassen, ob ich nicht einsteigen und mit ihm oder ihnen Karten spielen wolle. Dazu brauchte ich nur den Kopf zu schütteln, und sie verschwanden in den Waggons. Mochten denken, ich hätte es nur auf einen Nachbarn abgesehen, dem ich meine Umhängetasche mit der Schmutzwäsche für Mutter mitgeben wollte und würde selbst gar nicht nach Hause fahren. Wie aber schüttelt man sich die beklemmendsten Wartezeiten aus den Kleidern, nein, wie schüttelt man sie sich aus dem Gesicht, von der Haut? Wenn Hanne kam, sollte sie gar nichts anderes denken können, als daß ich soeben erst angekommen sei und mir an der Sonne noch ein bißchen die Beine vertrete. Und wenn sie nicht kam? Würde ich dann trotzdem fahren oder sollte ich mit der Straßenbahn zurückfahren ins Internat, so tun als hätte ich den Zug verpaßt und abends zu dem Fest gehen?

Sie haben uns noch nichts über Freunde hier in Berlin gesagt, Sie haben doch hier studiert.

Ja, das habe ich.

Na und? Kommilitonen, Freunde. Treiben Sie Sport?

Nein, das versuche ich zu vermeiden.

Discos, Clubs ...

Früher gelegentlich, und dann auch nur im Schlepptau irgendwelcher Leute. Wir haben schließlich zwei Kinder, aber das wissen Sie doch längst.

Wir wissen, was wir wissen, aber wir wissen nicht, ob wir genug wissen.

Darin sind Ihre rumänischen Kollegen anders.

Inwiefern anders?

Die wissen immer sehr viel mehr, als man selbst weiß. Dabei wissen sie im Grunde gar nichts. Und was sie an Daten haben, verstehen sie nicht. Ich schätze mal, Sie wissen und Sie verstehen mehr, als Ihre Kollegen dort.

Also kennen Sie den Unterschied zwischen Wissen und Verstehen.

Was ich wußte, als Hanne schließlich kam, war, daß sie mich längst auch gesehen hatte. Aber sie lächelte nicht, war weder freundlicher noch abweisender als sonst. Ihre Schritte blieben gleichmäßig, sie kam einfach so, die edle Ledertasche am Trageriemen über der Schulter, auf den letzten Waggon, also auf mich zu, der ich so unbekümmert und entspannt hier herumschlenderte, als befände ich mich am Meeresstrand zwischen gleichgültigen und unbekanntenen Menschen. Hallo, sagte ich, und Hallo sagte sie, doch als unsere gekonnt sich ausweichenden Blicke aneinander vorbei glitten, ich zum Bahnhof hin schaute, sie stadtauswärts in die öde und flache Landschaft, durch die wir nun gleich fahren würden, hatte ich für Sekundenbruchteile den Eindruck, ihre Wange habe

sich beim Hallo mit einer zarten Röte überzogen. Stunning, sagte ich mir, sie weiß was es bedeutet, da stieg ich schon hinter ihr das rostige Gitter der Zugtreppe hinauf. Doch als ich mich wenige Sekunden später neben ihr auf der Holzbank niederließ, diesmal hatte ich ihr die Tasche nicht abgenommen, um sie mit lässigem Schwung über unseren Köpfen ins Gepäcknetz zu befördern, das hatte sie noch mit dem Rücken zu mir aus dem Handgelenk heraus selber getan, sah ich jene tiefe Wangenröte, die mir für den Rest der Fahrt Zunge, Lippen und Atem ersterben ließ. Erst beim Abschied, wir waren still den Hang hoch gestiegen und Seite an Seite durch das halbe Dorf gegangen, als ich Servus und bis Montag früh gesagt hatte, begegneten sich kurz verständige und darum unendlich traurige Augen.

Was macht Sie so sicher, daß es die Rumänen sind? Sehen Sie, ich und Herr Hecht, wir haben da unsere Zweifel.

Herr Hecht und Herr Fröhlich also, wieso geben diese Staatsschützer sich jüdische Namen? Sitzen in einem Nazibau und machen auf Juden. Hat man etwa die Söhne jüdischer KZ-Überlebender für den deutschen Staatsschutz angeheuert? Damit da keinerlei Verbrüderung stattfindet? Verbrüderung mit wem? Unsinn, das ist nicht der Mossad, das ist nichts als Gedankenlosigkeit, Schlapphuterei und Geschichtsvergessenheit, unsere immerzu überforderten dienstbeflissenen Leute. Oder aber es ist Strategie, schließlich heißt heute niemand mehr Fröhlich und Hecht. Also ist es Tarnung, damit nicht Opa Schulze oder Opa Meier in Schöneberg ein Problem kriegt, weil sein Enkel ...

Dann behalten Sie und Herr Hecht ihre Zweifel und quälen mich bitte nicht länger mit einem Verhör, das zu nichts führt. Wir verhören Sie nicht, wir führen ein Gespräch.

Das sagen die dort auch. Immer ist es nur ein Gespräch, aber wenn es nicht den gewünschten Verlauf nimmt, wartet irgendwo eine Zelle.

Entschuldigung, aber Sie verstehen uns falsch. Unsere Aufgabe ist es, alles genauestens abzuwägen. Wenn Sie dabei den Eindruck haben, wir ermittelten gegen Sie, so tut uns dies leid. Aber wir müssen, um zu einem konsistenten und belastbaren Urteil zu kommen, alles, was gegen Sie sprechen könnte, ausschließen. Hier in West-Berlin sind nicht nur die Rumänen geheimdienstlich zugange. Wir sind ein freies Land, und wir können nicht jeden Menschen kontrollieren, der über die innerdeutsche Grenze nach West-Berlin kommt. Sie haben doch Politologie studiert, es sollte Ihnen bekannt sein, was unsere Verfassung dazu sagt.

Ja, eben deshalb, auch Politologie.

Na sehen Sie ...

Was ich gesehen hatte, ließ sich nie und nimmer in eine mir vorstellbare Wirklichkeit übersetzen. Es wäre zu schön, zu unwahrscheinlich, zu kostbar, zu erschreckend, zu teuer, ja in jeder Hinsicht viel zu gewaltig, zu mörderisch und zu beglückend gewesen. Ich hätte es nicht ausgehalten, und Hanne hätte sich weggeworfen gehabt an einen überspannten Spinner und Versager. Keine zwei Tage hätte sie dies ausgehalten. Und der große, der strahlende und wunderschöne, der

zweifellos demnächst auftauchende Gewinner wäre umsonst auf dieser Welt herumgeirrt. Aber ein ganz klein bißchen war auch ich ein Gewinner, der Triumphator zweier Augenblicke, wenngleich, was darauf folgte, nicht nur in meinem Kopf in ungelenk stummen Worten beschwiegen wurde. Wir waren, fremd in unseren eigenen Leibern, durch das Dorf gegangen, in dem wir geboren worden waren. Und als ich am dritten Tag um vier Uhr morgens zum Bahnhof aufbrach, berührte Mutter mich noch einmal am Oberarm, wir hatten uns zum Abschied schon so flüchtig wie stets umarmt. Paß auf, sagte sie, was du im Zug so erzählst. Ich habe gehört, du redest dort ununterbrochen. Gudruns Vater, du weißt, er sitzt bei euch im Waggon und fährt jeden Tag in die Fabrik; er hat kürzlich im Wirtshaus erzählt, vor unserem Sohn müsse man sich hüten, denn der rede so schön.

Ernest Wichner



VERLETZTES LIED

Eine Anmerkung zu Rolf Bossert

Verletztes Lied

Mein Aug blieb weg, so
Gabs keinen Schlag. Wer
Rührte mich an: Der
Mitternachtstag. Die Knie

Ein Scharnier sind
Sauber geölt. Ich
Stürze aufs Pflaster und
Fall auf die Welt. Die Kälte

Schneidet den Kiefer
Entzwei. Jetzt
Wohnt mir im Mund
Ein singender Brei. Das Auge

aus: Glomb/Heyder/Reese (Hg.): „Geschlitztes Ohr im Himmel“, Jahrbuch für junge Lyrik 2, Oberbaum-Verlag, Berlin, 1984

Ich werde den Druck seiner Hand nicht vergessen. Den Druck seiner Hand, die er mir gab, als wir uns kennenlernten und den unbedingten Blick, mit dem er mich ansah.

Ein Händedruck, ein Blick, die für mich an die, die ihm begegneten, die Frage stellten: Was bist du für einer, kann ich dir trauen? Kann ich mich auf dich verlassen? Ein Händedruck aus einer anderen, mir damals unbekanntem Welt. Was wußte ich über die Verhältnisse in Rumänien? Rumänien war ein Land hinter dem Eisernen Vorhang. Ceausescu und sein Geheimdienst Securitate waren damals an der Regierung, ein brutales Regime, das sich nur schwer mit den Koordinaten Diktatur und sowjetischer Einflussbereich verorten ließ. Verhöre, Zensur und Überwachung standen auf der Tagesordnung.

Ich bin Rolf Bossert nur dreimal, im Winter 1985, nachdem er als sogenannter Spätaussiedler aus Rumänien nach Westberlin gekommen war, begegnet. Vorgestellt wurde er mir von Gerhardt Csejka und Ernest Wichner, die sich nach seiner Ankunft in Westberlin um ihn kümmerten. Bei einer zweiten Begegnung traf ich ihn zufällig, wenige Tage später, alleine auf dem Ku'damm, wo er mir von ersten Eindrücken erzählte, die ihn in Westberlin erreicht hatten.

Eine dritte, letzte Begegnung, kam dann bei einer Veranstaltung im Literarischen Colloquium im Februar 1986 zustande: „Die Uneinigkeit der Einzelgänger“, eine Veranstaltung, zu der damals viele AutorInnen gekommen waren, bei der es Werkstattgespräche und Lesungen gab. Es waren kurze Begegnungen, die aber einen bleibenden Eindruck in mir hinterlassen haben.

Am 17.2.1986, wenige Tage nach der Veranstaltung, stirbt Rolf Bossert in Frankfurt. Sein Tod bleibt geheimnisvoll. Was mag

in ihm vorgegangen sein, als er morgens gegen 6 Uhr sterbend auf dem Pflaster unter einem offenen Fenster lag? Ist ihm alles zu viel geworden? Hat er gemerkt, dass er in seiner neuen Heimat, der Bundesrepublik, nicht würde ankommen können? War es eine spontane Entscheidung, aus dem Fenster zu springen? Hat, auch das wurde nach seinem Tod spekuliert, jemand nachgeholfen? Ob er ohne Fremdeinwirkung aus dem Fenster gesprungen ist, oder ob dabei nachgeholfen wurde, ließ sich damals nicht ermitteln. Gerade das hat natürlich Spekulationen Raum gegeben. Die Krakenarme der Securitate reichten bis nach Westberlin, bis nach Frankfurt, das ist erwiesen. Die Ursachen und Gründe für seinen Tod werden unaufklärbar bleiben, so viel ist sicher.

Ich gab damals, gemeinsam mit Ronald Glomb und Lothar Reese, ein Jahrbuch für junge Lyrik heraus. Rolf Bossert ist in zwei Jahrgängen vertreten, das „Verletzte Lied“ war das erste Gedicht, das wir von ihm erhalten und ausgewählt haben. Dieses Gedicht ist bis heute wichtig für mich.

Ich sehe die Manuskripte noch vor mir, die uns damals, Anfang bis Mitte der Achtziger Jahre erreichten: Schnell gedunkeltes Durchschlagpapier, auf dem die Stenzen der manuellen Schreibmaschinen sichtbar waren, notdürftig hier und da mit Bleistift oder Kuli verbessert, wo es sein musste. Mehrere Ordner voll mit solchen Manuskripten haben wir, die Herausgeber, damals gesichtet und versucht, daraus eine in sich stimmige, möglichst repräsentative Auswahl zu treffen, die die rumäniendeutsche Literatur ebenso zu berücksichtigen trachtete wie die aus Westdeutschland, Österreich, aus der Schweiz, aus Luxemburg, aus Dresden oder Ostberlin.

Rolf Bossert gehörte zu einer Gruppe, die sich „Aktionsgruppe Banat“ genannt hatte. Schulfreunde, die die gemeinsame Lust an der Literatur zusammengebracht hatte, hatten diese Gruppe gegründet. Rolf Bossert, Gerhard Ortinau, Richard Wagner, Johann Lippet, Werner Kremm, Anton Sterbling, William Totok und Ernest Wichner gehörten dazu. Herta Müller stand der Gruppe nahe. Oskar Pastior war, als die Gruppe im Sommer 1971 gegründet wurde, bereits in Deutschland.

Was wir von ihm noch haben, sind „Verletzte Lieder“, die gleichzeitig die Lieder eines von den Verhältnissen, unter denen er leben musste, zu Tode Verletzten sind.

Angerührt vom „Mitternachtstag“, einer grundlegenden Metapher für die Zeitzustände nicht nur in seinem Herkunftsland Rumänien, stürzt er aufs Pflaster und fällt auf die Welt. Der Kiefer entzwei geschnitten, im Mund ein singender Brei.

1981 wurden Bossert und sein Freund Klaus Hensel auf offener Straße zusammengeschlagen, so dass Bossert einen doppelten Kieferbruch davontrug. Noch Wochen später war er unfähig, normal zu essen, zu trinken und zu sprechen. Dass diese Tat von Securitate-Mitgliedern verübt wurde, ist wahrscheinlich, aber konnte damals offiziell nicht nachgewiesen werden.

Die Grundmetapher, das Auge, das am Anfang und am Schluss, wie in einem sich schließenden Kreis auftaucht, bleibt isoliert zurück, steht für eine in sich mehrfach gebrochene Wahrnehmung, die auf nichts außer sich hoffend verweisen kann. Das, was in diesem Gedicht auch harmonischer Endreim hätte sein können, ist zum Binnenreim zurückgedrängt, so dass die Zeilenenden flattern, kein wohlklingendes Lied, in einfachen, sich reimenden Strophen, mehr ergeben können.

In meiner Vorstellung gut möglich, dass es diese Zeilen waren, die ihm durch den Kopf gingen, als er sterbend in Frankfurt auf dem Pflaster lag. Die Metaphern, im Schreibvollzug noch offen gesetzt, gehen den eigenen Erlebnissen nach und kündigen zudem an, dem Stürzenden selbst möglicherweise nicht voll einsichtig, dass er selbst es ist und sein wird, der ihre Setzung erfüllen muss. Ach, könnten die Metaphern doch im symbolischen Raum verbleiben, mahnend gemeint sein und nichts weiter, so dass es nicht die Körper sein müssen, die unter dem Klang des Geschrieben-sein-müssens zerbrechen! Dieses offene Ende, in dem uneinsichtig bleibt, was denn mit diesem für sich stehenden Auge weiterhin ist, wohin es stürzt, blickt, was mit ihm geschieht, ein jähes uneinholbares Ende, das den Text mit seinem Anfang verbindet...

Schon an seinen frühen Gedichten mag ich die harten Kanten seiner Formulierungen, die Alltagswahrnehmungen, die sich zu einem umfassenderen Bild verdichten, zu einer Seelenlage, die auch heute noch Einblick gibt in eine inzwischen versunkene Welt, die zu formulieren und durchzustehen, das spürt der Leser, viel Kraft gekostet hat. Harte Kanten, die sich zum Ende hin bis zur Verzweiflung steigern und diesen Gedichten einen sehr eigenen Ton verleihen. Leider hat Rolf Bossert den Mitternachtstag nicht mehr in Richtung einer möglichen Morgenröte verlassen können.

Was mir gefällt ist auch die bissige Selbstironie, zu der der Autor fähig war. Viele Zeilen gewinnen durch ihre Widerborstigkeit, die durch einen eher harten Sprachrhythmus getragen werden, an Substanz.

So begegnet mir der Dichter in seinen Gedichten heute noch einmal. In meiner Bibliothek finde ich die damals bei Rotbuch veröffentlichte Ausgabe „Auf der Milchstraße wieder kein Licht“, die seine erste Veröffentlichung im Westen war. Inzwischen hat der Verlag Schöffling & Co eine schön edierte Ausgabe seiner Gedichte „Ich steh auf den Treppen des Winds“, (2006) herausgegeben von Gerhardt Csejka, veröffentlicht. Zudem ist der Band „Um den Preis einer Vorsilbe“, eine Auswahl, herausgegeben von Ernest Wichner, (2009) im Hochroth Verlag erschienen.

Geblichen ist in meiner Erinnerung dieser sehr besondere Händedruck, das Unbedingte seines Blickes und die Gedichte, die wir zum Glück von ihm haben. Sie transportieren ein Leben und eine Zeit in einem durch die lange Herrschaft des Diktators Ceausescu damals verwüsteten Land. Inzwischen, seit dem 1. Januar 2007, ist Rumänien Mitglied der EU. Vom 1.

Januar bis 30. Juni 2019 hat es zum ersten Mal den Vorsitz des Rates der EU inne.

Rumänien gilt neben Polen und Ungarn als der dritte Problemstaat innerhalb der EU, was die rechtsstaatliche Entwicklung angeht. Die amtierende sozialdemokratische Regierung, (der PSD), die als „Sammelbecken der ehemaligen Nomenklatura, der Verwaltungsbeamten und Leiter staatlicher Wirtschaftsunternehmen“ (Süddeutsche) gilt, will das Korruptionsstrafrecht lockern, so dass wegen Korruption verurteilte Politiker und andere, die durch Vetternwirtschaft und Vorteilnahme die Macht in Händen hielten, durch eine weitgehende Amnestie, vor Strafe geschützt würden. Die EU denkt in diesem Falle, ähnlich wie gegenüber Polen, über ein Rechtsstaatsverfahren nach.

Schon das hat das Treffen der Staats- und Regierungschefs der EU, das im Mai in Sibiu stattfand (Herrmannstadt, dem früheren Hauptort Siebenbürgens) auf Einladung des rumänischen Präsidenten Klaus Johannis, der dort 14 Jahre lang Bürgermeister war und sich bisher geweigert hat, ein dementsprechendes Gesetz zu unterzeichnen, zu einer heiklen Mission werden lassen. Denn seine Weigerung steht für umfassendere Bedenken.

Ein Großteil der Bevölkerung hofft auf die EU, auf ihre Werteordnung, ihre Rahmenbedingungen, ihre Zusagen und Versprechen – die Mitgliedschaft in der EU wird hier als Teil einer zukunftssträchtigen Lösung begriffen, das sollte trotz der gegenwärtigen Schwierigkeiten nicht vergessen werden. Rolf Bossert und die anderen rumäniendeutschen Autoren haben einen wichtigen Beitrag zu den damaligen Veränderungen, hin zu Rechtsstaatlichkeit und Demokratie, geleistet. Auch hieran sei erinnert, wenn wir Rolfs Gedichte heute wieder lesen. Rolf Bossert ist und bleibt ein Dichter, den es wiederzuentdecken, den es zu entdecken gilt. Er ist ein wichtiger Dichter meiner Generation.

Wolfgang Heyder



LISTEN. LISTEN.

Alles Steno – Über vielerlei Typistinnen, Gerichts- und Parlamentstenographen in der Literatur

Das Abkürzen der Schrift hat eine lange Geschichte. Die Stenografie ist eine Konzept- und Notizschrift. Nach wie vor unverzichtbar im exakten Protokollieren von Parlamentsdebatten. Als ihr Erfinder gilt ein gewisser Marcus Tullius Tiro, Ciceros Freund und Geheimsekretär im „alten Rom“. Dessen Tironischen Noten waren im Mittelalter verdrängt. Dort behalf man sich mit ganz profanen „Geschwindschreibern“. Erst mit der Erfindung des Buchdrucks war die Basis für eine Kurzschrift der Neuzeit gelegt. Die besten deutschsprachigen Stenografen schreiben heute 475 Silben pro Minute, das Doppelte der normalen Sprechgeschwindigkeit, die bei zirka 240 Silben liegt. Auf (spätere) Schriftsteller hat die Kurzschrift vielfach stimulierend gewirkt.

Lange Zeit vermuteten Forscher, dass die berühmten Tagebücher von Samuel Pepys (1633-1703), damals in hoher Verwaltungsposition im Navy Board tätig, dem Flottenamt der britischen Krone (was einen künstlerischen und hedonistischen Lebenswandel nicht ausschloss), in Geheimschrift verfasst worden sind. Diese Aufzeichnungen aus den Jahren 1660 bis 1669 mit ihren mehr als 1.250.000 Wörtern waren stattdessen in Shelton'scher Stenographie geschrieben, nach Thomas Sheltons System Short Writing aus dem Jahre 1626, welches einige Jahre später die Bezeichnung Tachygraphy erhielt und bis 1710 insgesamt 22 Auflagen sah. Pepys war ein lebenslanger Anwender der Kurzschrift. Erlern hatte er sie vermutlich als Student der Universität Cambridge. Die vollständige deutsche Ausgabe seiner Tagebücher ist in 9 Bänden am 24. August 2010 im Haffmanns Verlag bei Zweitausend-eins erschienen und wunderbar aufgemacht.

Charles Dickens galt als der beste Parlamentstenograf seiner Zeit. Zuvor hatte der Schulabbrecher aus Armut regelmäßig Gerichtsverhandlungen stenografiert. Danach wurde er ein temperamentvoller Parlamentsreporter, ehe er die Literatur neu schrieb („Oliver Twist“).

Zweifelsfrei verdankt der Schriftsteller Fjodor Michailowitsch Dostojewski („Schuld und Sühne“) der Stenographie sein Leben. Unter dem Einfluss der Stenographin Anna Grigorjewna Snitkina, die als Dostojewskaja die zweite Ehefrau des Dichters wurde, vollziehen sich bei ihm drei Heilungen. Sie heilt ihn auf psychologisch sehr geschickte Art von seiner Sucht für das Roulettespiel. Ihre Fürsorge hilft mit, das die epileptischen Anfälle, unter denen Dostojewski Jahrzehnte leidet, abnehmen und schließlich 1877 ganz aufhören. Die dritte Heilung erzielt Anna auf finanziellem Terrain. Fjodor hat seiner Frau die Verwaltung aller Gelddinge übertragen. 1879 ist er zum ersten Mal seit Jünglingstagen schuldenfrei. Ohne Rücksicht auf Gläubiger und Zahlungstermine kann er seinen Roman „Die Brüder Karamasow“ zu Papier bringen. Ursprünglich ins Haus gekommen war die junge Stenotypistin nur, um Dostojewski aus den Fängen seines skrupellosen Verlegers Stellovski zu retten. Die Situation war folgendermaßen: Der Schriftsteller musste sich verpflichten, für ein Honorar von 3000 Rubel innerhalb von vier Jahren einen Roman mit 60.000 Worten zu liefern; hielt er den Termin

nicht ein, durfte der Verleger neun Jahre lang die Tantiemen für eine Gesamtausgabe der Werke Dostojewskis kassieren. Der Verleger wusste ja, dass der Dichter gleichzeitig auch noch Termine für die Veröffentlichung eines weiteren Romans einzuhalten hatte, welcher in Fortsetzungen erschien. Freunde, die sich sorgten, hatten Dostojewski damals auf die Stenographie aufmerksam gemacht. Dieser vereinbarte mit Anna Grigorjewna Snitkina, die sich ihm damals vorstellte, dass er ihr jeden Tag von 13 bis 16 Uhr diktieren werde. Sie sollte das Stenogramm anschließend zu Hause übertragen und den Text am jeweils folgenden Tag mitbringen. Der 1. November war der letzte Tag, um das Buch fristgerecht abzuliefern. Stellovski, der schurkische Verleger, hatte St. Petersburg indes absichtlich verlassen und seinen Angestellten streng verboten, während seiner Abwesenheit Manuskripte entgegenzunehmen. So hoffte er, seinem Hausautor einen Strich durch die Rechnung zu machen. Mit Hilfe seiner Stenotypistin gelang es diesem aber, seinen Roman noch rechtzeitig vor Ablauf der Frist zu beenden. Am 31. Oktober, 24 Stunden vor Ablauf, ließ Dostojewski dem Verlag das Buchmanuskript per Polizisten zustellen. Er hatte seinen Vertrag erfüllt!

Edvard Munch malte ihn in einer Sofaecke sitzend, mit einem sarkastischen Gesichtsausdruck und einem bis zum letzten Knopf zugeknöpften Mantel samt Hut. Das war der norwegische Schriftsteller („Von der Kristiana-Bohème“) Hans Jäger (1854-1910), eine legendäre Gestalt, aktiv auch als Parlamentstenograph im Storting, Anarchist („Die Bibel der Anarchie“) und Sexualreformer.

Franz Kafka, welcher wegen seiner für einen deutschen Muttersprachler vergleichsweise guten Tschechischkenntnisse in der 5. Gymnasialklasse für ein halbes Jahr von diesem Fach freigestellt wurde, um stattdessen die Grundzüge der Stenografie zu erlernen, hatte zwanzig Jahre später eine poetische Kurzschrift entwickelt.

Ferdinand Hardekopf, vielleicht der im Schreibduktus eleganteste Expressionist, hatte von 1904 bis 1916 zum Broterwerb im Deutschen Reichstag die Parlamentsdebatten stenografiert. Auf einem ihm gewidmeten Colloquium 2016 in seiner Geburtsstadt Varel gab es am Veranstaltungsort neben der Apotheke in der Fußgängerzone ein „Als Hardekopf beinahe Stenograf in Oldenburg geworden wäre“ betiteltes Impulsreferat. Professor Ahnert, der Stenograph der Reden und Tischgespräche Bismarcks in Friedrichsruh, damals Oberlehrer am Realgymnasium in Varel, habe den Obertertianer „die Liebe zu Gabelsbergers Redezeichenkunst“ ins Herz gepflanzt.

Er schrieb, schrieb einer: mit den Fingerspitzen. Auf Glatten Locken drehen – das Feuilleton, war sein Metier. Ein Meister der kleinen Form wie Kurt Tucholsky und Victor Auburtin. Um das werden zu können, hatte Alfred Polgar als Gerichtsreporter, Parlamentsstenograph und Kaffeehausgänger begonnen. Robert Musil schrieb: „Polgar lässt die Dinge laufen, wie sie behaupten, es zu können; er sieht ihnen bloß zu und beschreibt sie.“

Hat auch Robert Musil stenografiert?, stellt sich die Frage in NStPr 50 1 (2001) 24. Vielleicht sogar seinen fast 1000seitigen Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ (1930–33)? Wie auch immer, die Stenografie bleibt in seinem Opus Magnum nicht unerwähnt. Im Kapitel 82 des Ersten Buches, gründet Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, Vereine, weshalb einige Vereinsmitglieder bei ihm vorstellig werden, darunter auch ein Kanzleioberoffizial, Gründer und Obmann des Stenographievereins „Öhl“. „Das Kurzschriftsystem Öhl, führte er aus, sei eine österreichische Erfindung, woraus sich wohl zur Genüge erkläre, dass es keine Verbreitung und Förderung finde. Er frage den Herrn, ob er Stenograph sei; was dieser verneinte, und also wurden ihm die geistigen Vorzüge einer Kurzschrift auseinandergesetzt. Zeitersparnis, Ersparnis geistiger Energie; was er wohl glaube, welche Menge geistiger Arbeitsleistung täglich an diese Häkelchen, Weitschweifigkeiten, Ungenauigkeiten, verwirrenden Wiederholungen, ähnlicher Teilbilder, Vermengung von wirklich ausdrückenden, signifikanten Schriftbestandteilen mit lediglich floskelhaften und persönlich willkürlichen verschwendet werde? – Ulrich lernte zu seinem Erstaunen einen Mann kennen, der die scheinbar harmlose Alltagsschrift mit einem unerbittlichen Hass verfolgte...“

Irmgard Keun hat uns Gigli geschenkt. Sie ist die Identifikationsfigur im Debütroman „Gigli, eine von uns“, der 1931 erschienen ist, noch rechtzeitig genug, um wirken zu können. Tucholsky schreibt begeistert. Der Roman handelt vom Alltag der Stenotypistinnen und Sekretärinnen in der Großstadt, von der schlechten Bezahlung und übergriffigen Vorgesetzten, von der Lust an der Mode und auch von der Kunst der Verführung.

Die Gedichte von Mascha Kaleko (1912–1975) haben bis heute einen unverwechselbaren Sound. Keck. Ironisch. Spöttisch. Lyrisch. Sentimental. Kurt Pinthus schrieb: „Als das junge und feurige Mädchen noch Stenotypistin in Berlin war, veröffentlichte sie „Das lyrische Stenogrammheft“ (1932) und nach dessen unerwartetem Erfolg sogleich „Kleines Lesebuch für Große“ (1934). Das war's dann aber auch, mehr war vom Zeitgeist nicht gewollt und die Lyrikerin mit jüdischen Wurzeln musste sich in Sicherheit bringen.“

Erich Kästner („Emil und die Detektive“) griff auf die Kurzschrift beim Entwerfen seiner Werke und dem Tagebuchschreiben zurück. 1967 wurde der Schriftsteller Ehrenmitglied des Österreichischen Stenografenverbandes.

Im Zenith der Neuen Sachlichkeit erregte die österreichische Schriftstellerin Mela Hartwig (1893–1967) Aufsehen mit ihren kühn tönenden Büroromanen aus weiblicher Sicht. „Die Stenotypistin Aloisia Schmidt ist sich selbst und anderen ein apartes Rätsel. Fräulein Schmidts Erlebnisse mit wechselnden Dienststellen und Männern beschreibt Mela Hartwig in dem ihr eigenen nüchternen und im nächsten Moment fesselnden, fiebrigen Duktus“ (Katrin Hillgruber in der Zeitschrift „Volltext“). „Bin ich ein überflüssiger Mensch?“ heißt

der Roman. Er ist neben anderen Büchern der von den Nazis geschmähten Autorin im wunderbaren Grazer Droschl Verlag neu zu entdecken.

Stenotypistinnenromane darf man getrost zu den Angestellten- und Büroromanen rechnen (dazu irgendwann mehr). Sie sind ein Phänomen der Literatur der Neuen Sachlichkeit in der Weimarer Republik. Christa Anita Brück (1899–1958) veröffentlicht 1930 ihren Roman „Schicksale hinter Schreibmaschinen“. Er hält was er verspricht. Siegfried Kracauer lobt das Buch. Zwei Jahre später bringt Brück „Ein Mädchen mir Prokura“ auf den Markt. Die Stenotypistin in einem Bankhaus weiß sich zu bewähren und kommt nach oben. Eine traumhafte Aufsteigergeschichte während der deutschen Bankenkrise 1931.

Eine Stenotypistin wird von einem leitenden Angestellten verführt und geschwängert. Sie soll daraufhin entlassen werden. In den Büros wird der Aufstand geprobt. Einen solchen Arbeitskonflikt erzählt Rudolf Braune 1930 in seinem Roman „Das Mädchen an der Orga Privat“. Von ihm läse man gern mehr. Braune, ein politisch radikaler der Neuen Sachlichkeit, ertrank 1932 beim Baden im Rhein.

Der Grabstein in Dresden ist mit seinem Warenzeichen geschmückt, dem Stenographiekopf, auch „Scheithauersches Gesicht“ genannt. Karl Friedrich Scheithauer (1873–1962) war ein deutscher Stenographieerfinder, Stenograph und Schriftsteller. Unter dem Pseudonym Kallistophanes von Theben publizierte er Gedichte, Bänkellieder und Novellen. In seinem 1937 veröffentlichten Roman „Die Heiden von Kummerow“ setzt Ehm Welk dem „Stenographie-System“ ein kleines Denkmal. Neben Schriftbeispielen taucht auch das „Scheithauersche Gesicht“ auf, im Roman wird es „das Gesicht, das spricht“ genannt.

Ein fünfzehn Jahre altes Lehrlingmädchen aus Berlin-Prenzlauer Berg beginnt am Heiligabend 1942 damit, „tägliche Aufzeichnungen über kleine und alltägliche Begebenheiten, aber auch über bedeutungsvolle persönliche und politische Ereignisse“ zu verfassen. Sie tut dies mit abgebrühtem Berliner Witz und jugendlicher Unbekümmertheit. Brigitte Eick lernt damals Steno und schreibt in Kurzschrift ihre Gedanken und Erlebnisse auf – „Backfisch im Bombenkrieg“.

Im Zweiten Weltkrieg arbeitet Astrid Lindgren als Stenographin beim schwedischen Nachrichtendienst. Später wird sie Lektorin in einem Stockholmer Verlag. Sie kommt erst mittags ins Büro, am Vormittag schreibt sie auf ihrem Bett sitzend in Stenografie. Noch heute soll man in ihrer Wohnung im Vasaviertel die ausgetretene Stelle im Teppich sehen können, auf dem ihre Füße standen während sie schrieb und schrieb. Auch „Pippi Langstrumpf“ ist auf einem Stenoblock „groß“ geworden.

Ronald Glomb

Die Autoren dieser Ausgabe

Martin Ahrends, 1951 in Berlin-Zehlendorf geboren. 1957 siedelte die Familie nach Kleinmachnow in die DDR über. Studium Musik, Philosophie und Schauspielregie in Ostberlin. Bis 1977 Redakteur der Monatszeitschrift „Musik und Gesellschaft“, bis 1979 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Komischen Oper Berlin. Arbeitsverbot. 1992 Ausreiseantrag, zwei Jahre später ausgeweisert. Von 1986–1994 Redakteur und Publizist der Wochenzeitung „Die ZEIT“ in Hamburg. Martin Ahrends lebt als freier Schriftsteller und Publizist in Kleinmachnow (Potsdam-Mittelmark).

Zahlreiche Veröffentlichungen (Auswahl): „Der märkische Radfahrer“, Roman (1992); „Zwischenland“, Autobiographischer Essay (1997); „Verlorenwasser“, Roman (2000); „Ich sehe eine Krähe“, Satiren aus der ostdeutschen Provinz (2013); „Der Atheist, der was vermisst“, Miniaturen (2018); „Männer hinter der Mauer“, Prosa (2018).

Hansjürgen Bulkowski, 1938 in Berlin geboren, wo er nach langen Jahren als Bibliothekar im Rheinland inzwischen wieder lebt und schreibt.

Veröffentlichungen, zuletzt: „Poetopis/Poetopien“, Englisch/Deutsch, München, 2017; „Wie spät sind wir?“, 7-zeilige Gedichte, Berlin, 2018.

Peter Engel, geboren 1940 in Eutin, lange Jahre Kulturredakteur in Hamburg, seither freier Autor. Viele Buchveröffentlichungen, darunter elf Gedichtbände, Darstellungen zur Alternativliteratur und literarische Herausgaben.

Veröffentlichungen, zuletzt: „Unter der schwarzen weißen Schrift – 75 Gedichte 1972–2015“, Gedichte (2016).

Frederike Frei, 1945 als Christine Golling in Brandenburg an der Havel geboren, aufgewachsen in Rotenburg an der Wümme, Bonn und Hamburg. Schloss ihre Ausbildung an der Staatlichen Schauspielschule mit einem Diplom ab. 1976 wurde sie mit ihrer Aktion „Lyrik im Bauchladen“ auf der Frankfurter Buchmesse bekannt. Als „Bundesdichterin“ wanderte sie durch Deutschland und trat mehrfach auch auf der documenta Kassel auf. Frederike Frei gründete in Hamburg u.a. die Literaturpost. 1998 zog sie nach Potsdam, seit 2012 lebt sie in Berlin. Zahlreiche Stipendien und Literaturpreise. Veröffentlichungen (Auswahl): „Losgelebt“, Gedichte (1977); „Vom Lieben geschrieben“, Gedichte und Prosa (1984); „Echt Himmel das Blau heute“, Gedichte (2009); „Weg vom Festland“, Roman (2011); „Mitlesebuch Nr.126“, „Poesiealbum 319“, Gedichte (2015); „Abergluck“, Gedichte (2018).

Ronald Glomb, 1957 in Bremen geboren, lebt in Potsdam. Systemischer Therapeut und Berater (SG). Mitherausgeber der „Echokammer“.

Veröffentlichungen, zuletzt: „Ayers Rock“, Gedichte (2016); „Liebe in Zügen“, Mikroromane und Mikrodramen (2019).

Franz-Josef Herrmann, geboren 1955 in Sulzbach-Rosenheim, lebt in München als freier Schriftsteller und Publizist. Dozent für kreatives Schreiben. Er hat bis heute vier Lyrikbände und ein Kinderbuch („Caspar, Melchior & Balthasar fliegen ins Morgenrot“) herausgebracht. Sein Debüt: „Keilberg“, Gedichte, Huber & Klenner, München (1978). Zuletzt erschienen ist der Gedichtband „Das poetische Sammelsurium des

Dichters Fernando Rey“ in der Handdruckenpresse officin albis, Garching bei München (2013).

Wolfgang Heyder, 1954 in Ratingen geboren, lebt in Berlin. Mitherausgeber der „Echokammer“.

Veröffentlichungen, zuletzt: „Beim Schälen eines Apfels“, Ausgewählte Gedichte 1970–2015, Berlin und München (2017); „Einakter, Kurzdrehbücher, Kurze Dramen 1“, Bielefeld (2019).

Zafer Şenocak, geboren 1961 in Ankara, Türkei. 1970 siedelte die Familie nach München über. Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie. Seit 1989 lebt er in Berlin, unterbrochen von häufigen Auslandsaufenthalten als Writer in Residence an nordamerikanischen und europäischen Universitäten. In den 1980er Jahren begann er türkische Autoren ins Deutsche zu übersetzen und eigene Gedichtbände zu veröffentlichen. Ab 1988 war er Herausgeber der mehrsprachigen Literaturzeitschrift „Sirene“. Neben seinem Erzählwerk und Gedichten veröffentlicht Zafer Şenocak auch geschliffene Essays zu interkulturellen Fragestellungen.

Ausgewählte Werke: „Elektrisches Blau“, Gedichte, München (1983); „Übergang“, Ausgewählte Gedichte 1980–2005; „Das Land hinter den Buchstaben“, Deutschland und der Islam im Umbruch, München (2006); „Geteilte Münder“, Gedichte, München (2011); „In deinen Worten“, Mutmaßungen über den Glauben meines Vaters, München (2016); „Das Fremde, das in jedem wohnt: Wie Unterschiede unsere Gesellschaft zusammenhalten“, Edition Körber-Stiftung, Hamburg (2019)

Ernest Wichner, 1952 in Guttenbrunn (Zabrani), Banat, Rumänien geboren. 1975 ausgewandert in die Bundesrepublik Deutschland, lebt seit 1976 in Berlin. Tätig im Literaturhaus Berlin, seit 2003 und bis Ende 2017 dessen Leiter. Autor von Gedichtbänden, Prosa, Ausstellungsbüchern und zahlreichen Übersetzungen, vor allem aus dem Rumänischen.

Zuletzt veröffentlichte er die Gedichtbände: „Neuschnee und Ovomaltine“, Berlin (2013); „bin ganz wie aufgesperrt“, Heidelberg (2013); „Rückseite der Gesten“, Springe (2003).

Jüngste Übersetzungen: Varujan Vosganian: „Buch des Flüsterns“, Wien (2013); Liliana Corobca: „Der erste Horizont meines Lebens“, Wien (2015); Mircea Cărtărescu: „Die schönen Fremden“, Wien (2016); Varujan Vosganian: „Das Spiel der 100 Blätter“, Wien (2016); Daniel Bănulescu: „Der Teufel jagt nach deinem Herzen“, Ludwigsburg (2017); Cătălin Mihuleac: „Oxenbergs & Bernstein“, Wien (2017); Varujan Vosganian: „Als die Welt ganz war“, Wien (2018).

IMPRESSUM

Die „Echokammer · Raum für literarische ...“ erscheint unregelmäßig aber so häufig wie nötig. Die Redaktion favorisiert die neue Rechtschreibung. Nach alter Rechtschreibung verfasste Texte sind ebenso willkommen.

Herausgeber und Redaktion:
Ronald Glomb (Potsdam), Wolfgang Heyder (Berlin)
Kontakt: redaktion.echokammer@web.de
Layout und Satz: Katrin König
Copyright für die Texte: liegt bei den Autoren

